



Menschen

Projekte

Einblicke

- 01 Titel | Interkulturelle Lotsen
- 02 Inhalt | Impressum
- 03 Editorial
Bewegende Schicksale aus sieben Jahrzehnten
- 04 Leserbrief Erich G.Fritz
- 05 Hinweis „Inter | Kultur extra“
Menschen auf der Flucht



»Titel

06 Interkulturelle Lotsen

Sie erleichtern Flüchtlingen den Weg in die Gesellschaft



»Raus aus Münster

09 Dorina Wiedau

Casablanca heißt das Ziel der ehemaligen AgD-Auszubildenden

- 10 Deutsch-Polnisches Jugendwerk
Im Gespräch mit Stephan Erb, Geschäftsführer des Deutsch-Polnischen Jugendwerks
- 12 Der schreibende Zahnarzt
Mohamad Srou verarbeitete seine Erlebnisse in Gedichten - auf Deutsch
- 14 Humanität
Bereits 2008 erhielt das Autohaus Rüschkamp eine Auszeichnung durch Bundespräsident Köhler



»Marco Bülow

16 Interview

Ein Gespräch mit dem Bundestagsabgeordneten (SPD) Marco Bülow

- 18 Evelina Merova
Buchvorstellung in der Prager Botschaft
- 20 Marc Frese
„Es geht darum, jedem eine Chance zu bieten“
- 22 Jutta Felgendreher
„Alles braucht seine Zeit“
- 26 Kann Europa Heimat sein?
Auszug aus der Zeitschrift „Pflichtlektüre“

Impressum

Herausgeber:

Auslandsgesellschaft Deutschland (AgD) e.V.

Verantwortlich:

Marc Frese, Präsident AgD

Redaktion:

Martina Plum | Christian Weiher
Andreas Winkelsträter

Fotos:

Franz Luthé:	S. 3, 4, 9, 21
Martina Plum:	S. 12, 14, 18-19, 24-27,
Viva West GmbH:	Titel + S. 7-8
Vera Schöpfer:	Umschlag
SPD-Fraktion:	S. 16
Maurice Weiss:	S. 17

Texte:

Martina Plum: S. 12 - 15, 18-19, 20 - 21, 22-25
Christian Weiher: S. 6 - 9, 11, 16-17, 20-21

Layout: Andreas Winkelsträter (AWiDo Media)

Druck: Hitzegrad | Dortmund

Auslandsgesellschaft Deutschland e.V.

Steinstraße 48
44147 Dortmund

Fon: +49 (0) 231 8 38 00 – 0
Fax: +49 (0) 231 8 38 00 – 75

mail: plum@auslandsgesellschaft.de
www.auslandsgesellschaft.de

Umschlag

Ease the Way:

Drei Studenten auf dem Weg zur Balkanroute

Am 22. Februar 2016 starteten drei Studenten, Sinah Käding (22), Fethullah Sevinc (21), und Jannis Rußkamp (20) mit dem Projekt „Ease the Way“ und machten sich auf den Weg dahin, wo die Hilfe gebraucht wurde. Sie sind die Balkanroute abgefahren bis zum Flüchtlingscamp in Indomeni und zurück. Wir werden in der nächsten Ausgabe ausführlich darüber berichten.

Thema Flucht: Bewegende Schicksale aus sieben Jahrzehnten

In dieser Ausgabe spannen wir den ganz großen Bogen. Wir stellen Ihnen unsere ehemalige Auszubildende Dorina Wiedau genauso vor wie auch Marc Frese, den Präsidenten der AgD.

Dorina Wiedau ist jetzt ausgebildete Verkaufsfrauentherapeutin und macht sich bald auf zu neuen Ufern. Zeit, sie zu porträtieren. Damit sie uns auch schriftlich erhalten bleibt. In angenehmen Erinnerungen bleibt sie sowieso (S.9). Aber nicht, dass Sie meinen, wir stellen Ihnen Marc Frese vor, weil auch er geht. Nein, er bleibt.

Vor wenigen Wochen, im März, haben wir unsere „Inter | Kultur extra“ herausgegeben: Menschen auf der Flucht. Das Heft porträtiert zehn Menschen, die eines eint: Sie sind geflüchtet, haben Zuflucht gesucht und sie bei uns in Deutschland gefunden. Dabei sind wir sehr froh darüber, dass es gelungen ist, den Bogen von über 70 Jahren zu spannen. Wir haben Menschen gesprochen, die 1945, 1973, 1980, 1989 und 2015 geflohen sind. Sie schildern, was es bedeutet, von jetzt auf gleich alles hinter sich zu lassen.

Die Familie, die Heimat, das alte Leben und den oft schwierigen Neuanfang. In dieser Inter | Kultur haben wir den jungen Syrer Joseph Wakil und seine Mutter Nina mit Jutta Felgendreher zusammengebracht, die 1945 als 8-Jährige mit ihrer Familie aus dem Memelland / heute Litauen geflohen ist. Es war ein spannender und vor allem ein sehr menschlicher und herzlicher Nachmittag. (S.24)

In unserem Gebäude sitzen jeden Tag viele Menschen, die nicht nur still unsere Sprache lernen, sondern uns auch in unserer Sprache etwas zu sagen haben. Einen davon möchten wir Ihnen gerne einmal vorstellen. Es ist der „schreibende Zahnarzt“ Mohamad Srour. Die hier veröffentlichten Gedichte hat nicht etwa jemand für ihn übersetzt, die hat er selbst so in der Sprache, die er noch lernt, geschrieben. (S.12)

Es gibt ein schönes afrikanisches Sprichwort: „Es bedarf ein ganzes Dorf, um ein Kind groß zu ziehen.“ Gemeint ist, dass nicht nur die

„Erinnerungskultur ist weiterhin ein wichtiger Baustein in unserer Arbeit“

eigene Familie die Aufgabe hat, sich um die Heranwachsenden zu kümmern, sondern auch die, die in der Nachbarschaft weilen. Auch und gerade wenn es schwierig ist. Egal aus welchen Gründen. Einer aus dieser Nachbarschaft ist der Geschäftsführer des Autohauses Rüschkamp in Dortmund. Wir haben Joan Hendrik Rüschkamp besucht. Er ist ein Beispiel dafür, dass wirtschaftliches Immer-weiter, Immer-höher durchaus vereinbar ist mit dem sozialen Miteinander, das der Kitt ist, der die Gesellschaft zusammenhält. (S.14)

Unsere Arbeit beinhaltet weiterhin die Erinnerungskultur. Im März haben wir in der Deutschen Botschaft in Prag mit unserem Hauptstadtbüro zusammen das neue Buch von Evelina Merova mit dem Titel



„Lebenslauf auf einer Seite“ vorgestellt. Sie hat in der Botschaft mit zwei Mitstreiterinnen, mit denen sie als Kind die Gräueltaten der Nazis im KZ überlebt hat, erzählt, was damals passiert ist. (S. 18)

Europa ist in der Diskussion. Heute mehr denn je. Vor allem scheiden sich die Geister, wenn es um die Thematik der Agenda der Flüchtlinge geht. Ist es ein Europa der Werte oder das des Geldes, ein Europa, das es aufrecht zu erhalten gilt? Unser Nachbar Polen geht momentan einen Weg, der für Aufmerksamkeit sorgt. Außerdem feiert das Deutsch-Polnische Jugendwerk sein 25-jähriges Jubiläum. Anlass genug, nachzufragen. Wie sieht das denn aus mit der Freundschaft? Und wie wächst sie weiter? Wächst sie weiter? (S.10)

Der Dortmunder Bundestagsabgeordnete Marco Bülow (MdB SPD) ist seit vielen Jahren Mitglied der AgD. Es wird Zeit, ihn einmal vorzustellen. (S. 16)

Wir wünschen Ihnen eine nachdenkliche, aber auch angenehme Lektüre. Wenn Sie Interesse an dem Heft „Menschen auf der Flucht“ haben oder die Erinnerungen von Evelina Merova lesen wollen, bitte melden Sie sich. Wir senden es Ihnen gerne zu.

Wolfram Kuschke
Vizepräsident AgD /
Staatsminister a.D.

Es ist wichtig, mit der Geschichte ein Gesicht zu verbinden

Ich habe nach meinem Urlaub in meiner Post eine Extraausgabe der Inter | Kultur mit dem Titel „Menschen auf der Flucht“ gefunden. Das habe ich sofort zur Hand genommen, weil mich einzelne Schicksale von Flucht und Vertreibung von je her interessieren und hier beim ersten Blick klar ist: Es geht nicht um hehre Appelle und politisch-moralische Anklagen, sondern einfach nur um das Leben der Menschen, die hier zu Wort kommen.

Zu fliehen, vertrieben zu werden oder einfach keinen anderen Ausweg mehr zu wissen, als sein Heil in der Fremde zu suchen, ist, das wird schon bei der oberflächlichen Lektüre klar, das elementarste Zurückgeworfen-Werden, das Menschen geschehen kann. Man macht sich ja nicht nur auf den Weg, man ist ja auch ausgeliefert, den Umständen, der Geringschätzung und oft genug der Habgier von Menschen, auf die man sich einlassen muss. Man ist abhängig von Helfern, von Behörden, Polizei, Schleppern und scheinbar guten Freunden. Vor allem aber ist man immer in der Gefahr, sich selbst zu überschätzen oder in den krisenhaften und bedrohlichsten Situationen die Hoffnung zu verlieren und damit den Mut, Übermenschliches auf sich zu nehmen für das Ziel, in Sicherheit, Frieden und Zukunftshoffnung leben zu können.

Wer weggeht oder weggehen muss aus der vertrauten Heimat, die mehr ist als gewohntes Lebensumfeld, vielmehr Vermittler aller grundlegenden Werte, aller Gewissheiten im Denken und Handeln, tägliches Begegnungsfeld mit Menschen, mit denen man von Geburt an verbunden ist, der erlei-

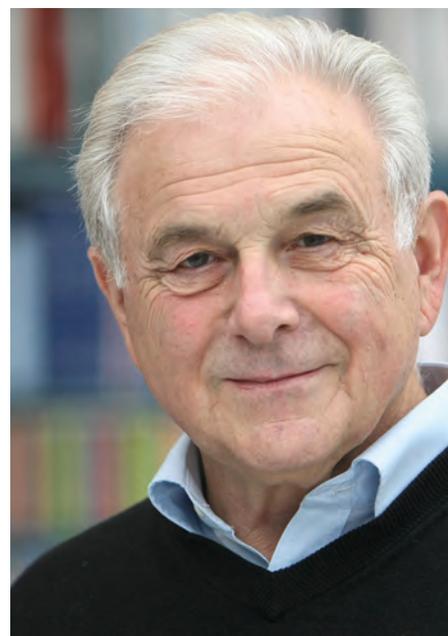
det so oder so, ob er es reflektieren kann und will, oder ob er den seelischen Stress in körperliche Probleme verwandelt, Verluste und Trennungen, die ihre dauernden Narben auf der Seele hinterlassen. Es bedarf schon sehr starker Persönlichkeiten und eines sehr positiven neuen Erfahrungsschatzes in der neuen Umgebung mit vielen menschlichen verlässlichen Beziehungen, um damit fertig zu werden und irgendwann die Wunden nicht mehr zu spüren, sie selbst einfach nur noch besichtigen zu können.

Freilich sind das Erlebnis und die Verarbeitung der gemachten Erfahrungen bei jedem Menschen anders. Immer aber bleibt das Einschneidende, das archaische Zerissen-Werden, das man zumindest ahnen muss, um den Menschen gerecht zu werden, die das hinter sich gebracht haben. Wie leichtfertig wird das von denen außer Acht gelassen, die in ihren primitiven Anfeindungen mit Flüchtlin-

„Wir wissen schon nach wenigen Jahren des 21. Jahrhunderts, dass alles noch viel schlimmer kommen kann“

gen umgehen. Das war übrigens nach dem zweiten Weltkrieg in Westdeutschland nicht anders als heute, auch wenn der Erfolg des Wiederaufbaus und der scheinbar anstandslosen Integration den Mantel des Vergessens über die Leiden der Flüchtlinge und Vertrieben von damals gelegt hat.

Das übrigens in außerordentlicher Qualität gestaltete Heft ist von der



Idee her ein unerlässlich notwendiger Beitrag zur Bearbeitung der Situation in unserem Land, also politisch relevant. Er ist von der Auswahl der Schicksale exemplarisch, ohne für sich in Anspruch zu nehmen, repräsentativ zu sein, nimmt sich so also wohlthuend zurück. Die Inhalte der Beiträge sind sorgsam und einfühlsam erhoben, wie man spürt und ihre sprachliche Darstellung ist der Sache angemessen, den Personen gemäß und für den Leser einfach ansprechend und nachvollziehbar.

Die eingearbeiteten Chroniken und Informationen helfen dem Leser, eine schnelle Einordnung der Vorgänge zu gewinnen. Das Heft ist ein Stück Literatur der Zeitgeschichte geworden, das Eindruck macht, diejenigen ehrt, die die Idee hatten und deren Realisierung ermöglichten, aber auch die Interviewten, die so viel von sich preis gegeben haben und uns – mit einer Ausnahme – auch noch ermöglichen, mit der Geschichte ein Gesicht zu verbinden, das uns erlaubt, die Worte und die Gefühle

zu verbinden. Ich bin sehr beeindruckt. Das lässt mich nicht vergessen, auch die Bilder und die grafische Gestaltung zu loben.

Ich habe am Ende des 20. Jahrhunderts geglaubt, es sei das Jahrhundert mit den brutalsten Vertreibungen und der dramatischsten Not zur Flucht hinter uns geblieben. Von den mörderischen Deportationen und Umsiedlungen in Stalins junger Sowjetunion, der Vertreibung der Menschen aus den von Hitler an Stalin ausgelieferten Gebieten in Osteuropa zur massenweisen Flucht vor Deportation und politischer Verfolgung aus Nazi-Deutschland bis zur Flucht und Vertreibung der Deutschen aus den Ostgebieten und dem Sudetenland, der Massenvertreibung von Griechen aus dem westlichen Teil der Türkei wie von Türken aus

dem Balkan bis zu den schrecklichen Wiederholungen zur Zeit des Zerfalls des ehemaligen Jugoslawien sind so viele Menschen gezwungen gewesen, ihre Heimat unter dramatischen Umständen und verbunden mit Tod und Verlust von Gesundheit zu verlassen, dass die Hoffnung bestand, von da an sei die Vertreibung von Menschen als politisches Mittel allezeit geächtet, Flucht durch Hilfe und frühzeitiges Eingreifen der globalen Gemeinschaft zu verhindern.

Nun wissen wir schon nach wenigen Jahren des 21. Jahrhunderts, dass alles noch viel schlimmer kommen kann. Deshalb sind die Beiträge dieser „Inter | Kultur extra“ der Auslandsgesellschaft im Europazentrum Dortmund vor allem auch ein Appell für die Zukunft, die noch zu erwartenden

Wanderbewegungen auf der Welt als politische Gestaltungsaufgabe anzupacken und nicht darauf zu warten, dass immer und immer wieder Menschen vor die existenzielle Frage gestellt werden: „Bleibe ich oder muss ich gehen, um zu leben?“

Vielen Dank für dieses wunderbare Heft, dem ich eine große Leserschaft wünsche. Vielen Dank auch dafür, dass in der redaktionellen Bewertung der Vorgänge des Jahres 2015 in Deutschland die Freude über die positiven Seiten überwiegt. Man könnte bei den üblen Auseinandersetzungen um das Flüchtlingsthema auch ganz andere Schwerpunkte setzen.

Mit herzlichen Grüßen
Erich G. Fritz
Vizepräsident AgD

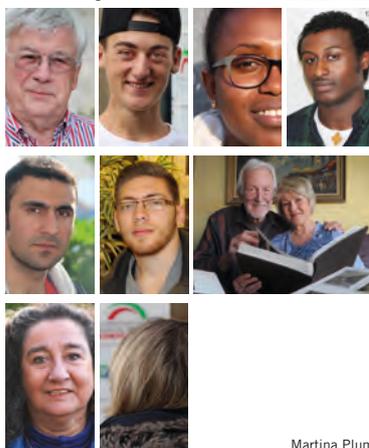
Flüchtlingskrise, Flüchtlingsflut und Flüchtlingswelle – wir haben uns daran gewöhnt, dass der Begriff Flüchtling nur noch mit einem dieser Zusätze daherkommt. Wortanhängsel, die aus einem persönlichen Schicksal eine globale Bedrohung machen für die, die in Frieden leben, oder zumindest für solche, die gerade nicht fliehen müssen. Der Nachhall der Superlative ist immer gehörig, und das kann zu einem Problem werden. Mit ihrem Heft „Menschen auf der Flucht“ aber möchte die Auslandsgesellschaft Deutschland den Blick von der Masse weg wieder auf den einzelnen Menschen richten.

Die Broschüre umfasst Geschichten von zehn Menschen, die ihre Heimat verlassen mussten, um in der Fremde mindestens ihre Hoffnungslosigkeit zu verlieren, wenn nicht ihr Leben zu retten. Die aktuelle Welt ist unruhig genug, um aus nahezu

Inter | Kultur extra

Auslandsgesellschaft Deutschland e.V.

Menschen auf der Flucht



Martina Plum

allen Teilen Beispiele für irgendeine Form der Unterdrückung zu finden – kriegerische, politische, religiöse, soziale. Wir haben bewusst den weiten zeitlichen Bogen gespannt. Wir erzählen Geschichten von Menschen die 1944/45 vertrieben wurden aus Schlesien (heute Polen) und Sudetenland (heute Tschechien) sowie der Flucht aus Chile (1973), aus Vietnam (1981)

und aus der DDR (1989). Der Bogen ist gespannt bis 2015 mit den Ländern Guinea, Eritrea, Afghanistan und Syrien. Sie lesen die Geschichte eines 10-Jährigen, der 1945 alleine für seine Mutter und seine Schwester verantwortlich war. Oder einer Chilenin, die 1973 aus Angst vor Pinochet, ihre Heimat verließ. Es geht nicht um Schuld. Die ist immer persönlich. Deswegen ist es uns umso wichtiger, die jeweils eigene Geschichte authentisch wiederzugeben. In diesem Heft geht es auch um die Auswirkung von Flucht ohne Bewertung von Gründen. Es ist eine Betrachtung von Schicksalen durch Opfer, die selber keine Schuld auf sich geladen haben. Die einfach nur weg mussten. Weg aus ihrer Heimat, um in der Fremde Zuflucht zu suchen.

*Wir schicken Ihnen das Heft gerne zu: ☎ 0231 / 838 00 -72
plum@auslandsgesellschaft.de*

Interkulturelle Lotsen erleichtern den Weg in die Gesellschaft

Die Gründe für das Verlassen ihrer Heimatländer mögen verschieden sein. Aber eines eint Bessma Khales und Waffa Kuwider aus Syrien, die Inderin Jacintha Benjamin und den Afghanen Yama Qayoomi: Sie haben Grenzen gekreuzt, um hier anzukommen, ihr Leben neu zu ordnen und Sicherheit für ihre Familien zu erringen.

Wer das schafft, hat nicht nur Grenzen überwunden, sondern damit seinen Horizont erweitert. Er lernt, sich in verschiedenen Kulturen zu bewegen, hat sich eine neue Sprache angeeignet und bereits Erfahrungen mit deutschen Einrichtungen und Ämtern gemacht. Ist also per se kompletter, was das Leben hier anbelangt - wenn auch aus einer Notsituation heraus. Die Auslands-gesellschaft Deutschland nutzt diese Erfahrungen von Migranten seit Februar für eine besondere Form der Betreuung von Asylbewerbern. Sie setzt das Quartett im Projekt „Interkulturelle Lotsen – Integration von Neuzuwandernern“ ein. Man will die jeweiligen Kenntnisse von Vaterland und Muttersprache nutzen, um den Weg der Ankömmlinge in die deutsche Gesellschaft zu erleichtern. Vertraute Sprache als Brücke in eine neue Sprache, in ein neues Leben.

Die Idee sei aus dem Nichts entstanden, sagt Violetta Wilczek, neben Martina Plum für die Projektsteuerung zuständig. Mache aber Sinn. Denn was liege näher, als Kenntnisse aus den jeweiligen Kulturen bei der Eingliederung von Neuzuwanderern zu nutzen? „Wir haben dieses Knowhow nicht“, so

Martina Plum, „und wir setzen die Lotsen als Mittler ein.“ Die fünf Dortmunder Rotary-Clubs, neben der Viva West, dem HDI und der AgGmbH übernehmen die Finanzierung des Projektes für ein Jahr. Seitdem beziehen Khales, Kuwider, Benjamin und Qayoomi im Rahmen eines Mini-Jobs eine monatliche Unterstützung von 450 Euro.

„Es mag eine kleine Sache sein“, sagt Bessma Khales, die in Syrien als Französischlehrerin gearbeitet hat, „aber für mich ist es eine große. Ich fühle mich wohl damit.“

Manche Flüchtlinge spüren großen Druck, um schnell für sich und ihre Familien zu sorgen

Sie unterstützt derzeit mit ihrem Wissen einen Syrer, der vorschnell einen Arbeitsvertrag als Küchenhilfe unterschrieb, noch bevor er einen Sprachkurs absolviert hat. Er wusste schlicht nicht, was drin steht. Das kann man für naiv halten, aber auch als Beispiel dafür sehen, wie motiviert hier mancher ankommt, wie viel Druck mancher spürt, schnell für sich oder seine Familie zu sorgen. Doch auch in Deutschland gilt: Es muss nicht alles klappen. Khales geht mit ihrem Schützling zum Job-Center, begleitet ihn zu Terminen, dolmetscht.

Auch Waffa Kuwider freut sich über das Gefühl, nicht länger arbeitslos zu sein. Derzeit betreut sie eine Syrerin, eine Mutter von vier Kindern, die ein Jahr nach der



Ankunft in Deutschland von ihrem Mann verlassen worden war. „Sie kann nur wenig englisch und gar kein deutsch“, sagt sie. Die Frau konnte mit einem Elternsprechtag in der Schule ihrer Tochter nichts anfangen und mit einem Brief der Ausländerbehörde auch nicht. Mit anderen Worten: Sie ist hier, aber noch längst nicht angekommen. „Wir verstehen solche Situationen besser als andere“, stellt Waffa Kuwider fest – und nichts spricht gegen diese Annahme. Nun ist sie die Ansprechpartnerin, die der Frau den Weg aus der Isolation ihrer Ehe, aus der Einsamkeit versucht zu ebnet. Ähnlich verhält



Annäherung an Alltagsthemen: Bessma Khales, Jacintha Benjamin, Waffa Kuwider und Yama Qayoomi (v.l.) sind bei der Auslands-gesellschaft als interkulturelle Lotsen aktiv.

es sich mit Jacintha Benjamin. Sie hat in Indien einen Abschluss als diplomierte Sozialarbeiterin gemacht. „Heute bin ich froh, dass ich mit einer ähnlichen Arbeit in Deutschland einer Frau aus dem Sudan helfen kann, die ebenfalls von ihrem Mann verlassen worden ist“, sagt sie.

Von deren Schicksal hörte sie in dem Kindergarten, in den auch ihre Tochter geht. Sie half ihr, erstmal die Probleme zu ordnen, indem sie die aufgelaufene Menge an Post sichtete. „Sie hatte bereits viele Termine verpasst“, erinnert sie sich. Behördengänge standen

an, sie wurden zu zweit erledigt. Benjamin sorgte ebenfalls dafür, dass die Mutter einer Tochter bei der Auslands-gesellschaft einen Sprachkurs besucht. Das sind Handreichungen, ohne dass die Politik oder die Religion eine Rolle spielt. Das ist einfach - Hilfe.

Die vier Lotsen nehmen immer noch an den Deutschkursen der AgD teil. Für den Job empfohlen worden sind sie von ihren jeweiligen Dozentinnen und Dozenten. Lernbereitschaft ist entscheidend, und das war sie auch schon in ihren Heimatländern. Kuwider hat arabische Literatur studiert, muss-

te Syrien aber vor dem Abschluss verlassen. Yama Qayoomi, er musste aus Afghanistan flüchten, weil er für die Bundeswehr dolmetschte und mit dem Tode bedroht worden war, hatte vor seiner Flucht 2014 Sozialwissenschaften und Geschichte in Kunduz studiert.

Er begleitet derzeit einen jungen Mann, der als unbegleiteter, minderjähriger Flüchtling Deutschland erreichte. Dem damals 17-Jährigen wurde Hilfe zuteil, er erhielt einen Betreuer, eine Unterkunft, ein Taschengeld. An seinem 18. Geburtstag änderte sich schlagartig so gut wie alles. Mit seiner Voll-

jährigkeit musste er in ein Wohnzelt nach Herne umziehen, das er seitdem mit 15 Männern bewohnt. Der Betreuer wurde abgezogen, er blieb auf sich allein gestellt. Das plötzliche Erwachsensein und die verordnete Selbstständigkeit überfielen ihn.

Eine Situation, mit der er nicht klar kam. Über Qayoomi kam er in Kontakt mit der Walter-Blüchert-Stiftung, die mit dem Projekt „Angekommen“ 16- bis 25-jährigen Menschen, die drohen, aus dem Versorgungssystem zu fallen, den Weg zu Bildung und Schule ebnet. Qayoomi dolmetschte bei Behördengängen, besorgte Bücher, brachte den jungen Mann mit einem Sportverein in Verbindung... Sein Asylantrag läuft, er muss allerdings weiterhin im Herner Männerwohnheim bleiben und darf nicht arbeiten – aber das Gefühl, dass sich keiner mehr um ihn kümmert, das muss er nicht mehr haben.

Karin Schulze-Schürholz gehört zu den Lehrkräften, die das Lotsen-Quartett auf ihre Aufgaben vorbereitet hat. Es ist ja nicht nur die

Sprache, die eine Hürde darstellt, es sind ja auch die Anforderungen des normalen Lebens in Deutschland, die sich zu Hindernissen auf-türmen können. „Die Lotsen müssen ein gutes Basiswissen von den Abläufen hier haben“, sagt sie. Neu für die Ankömmlinge sind oft die Selbstverständlichkeiten. Beispielsweise, dass man in großen Mietshäusern nicht einfach den Kinderwagen in den Flur stellen, dass man auf dem Balkon nicht grillen darf. „Es geht auch darum, ihnen klarzumachen, dass das Befolgen einer Hausordnung das Leben für alle einfacher macht“, so Schulze-Schürholz. Viele mussten lernen, was es heißt, ein Konto zu führen. „Denn bei uns in Syrien“, meint Bassma Khales, „haben nur reiche Menschen ein Konto.“ Bei den ärmeren würde nur Bargeld zählen. Hier ist das anders.

Die Anforderungen, die eine Flucht, eine Entwurzelung an die Betroffenen stellen, sind immens. Sie sind aber auch hoch an jene, die ihnen helfen. Violetta Wilczek: „Wir geben die Telefonnummern der Lotsen nicht heraus, damit sie nicht jederzeit erreichbar sind. Die Leute

wenden sich mit ihrem Problem an uns, und wir geben die Informationen an die Lotsen weiter, die sich dann bei ihnen melden.“ Wer wem welche Hilfe geben kann, das wird vorher gemeinsam intern geklärt. „Die Hilfe ist auch nicht auf Dauer angelegt“, meint Violetta Wilczek, „sie ist eher als Hilfe zur Selbsthilfe zu verstehen.“ Die Lotsen gingen beispielsweise einmal mit ihren Probanden zum Job-Center, erklärten Einrichtung und Aufgabe, machten sie mit ihrem Sachbearbeiter bekannt. Im besten Fall gingen sie das nächste Mal dann ohne Lotsen hin. Ansprechpartner oder Ratgeber blieben die Betreuer aber weiterhin.

Ziel der Maßnahme sei es aber auch, den Lotsen über diesen Job hinaus die Chance zu geben, sich mit ihren interkulturellen Fähigkeiten zu zeigen. Sie arbeiten zwar, aber gleichwohl bleibt es ein Mini-Job. Wenn sich für sie eine andere berufliche Perspektive ergibt, umso besser. „Dann suchen wir eben Nachfolger“, meint Violetta Wilczek, „und in den Kursen der Auslandsgesellschaft finden wir sie definitiv.“



Gemeinsam im Einsatz für Flüchtlinge: Die Lotsen mit ihrer Ausbilderin Karin Schulze-Schürholz.

Raus aus Münster - Casablanca heißt das große Ziel

Was kann man erwarten, wenn man die Chance hat, seine Ausbildung zur Veranstaltungskauffrau bei der Auslandsgesellschaft Dortmund absolvieren zu können? Möglicherweise, dass einem die Sinne neu ausgerichtet werden, dass man ganz einfach lernt.

Und genau das ist Dorina Wiedau passiert. Denn die 23-Jährige aus Münster, die jetzt ihre Ausbildung abgeschlossen hat und gerade in ihr Praktikum startet, lässt die westfälische Enge endgültig hinter sich. Casablanca in Marokko ist das Ziel - für die Dauer von bis zu sechs Monaten wird sie in einem Unternehmen für Werbung das verfeinern, was sie in den vergangenen zweieinhalb Jahren bei der AgD gelernt hat – die Kommunikation mit Kunden, das Vorbereiten und die Nachbereitung von Veranstaltungen, die Pressearbeit. Solch ein Schritt ist mutig, und da hatte sie sich selbst wohl unterschätzt. Denn Wegziehen und dann noch in die wirkliche Fremde, das hatte sie so nicht auf dem Schirm. Nee, „eigentlich bin ich ‚ne totale Schissbuchse“! Ist sie nicht - jedenfalls nicht mehr.

Wie so viele Jugendliche wusste auch Dorina nach ihrem Schulabschluss nicht genau, was sie machen wollte. Studieren kam allerdings nicht in Frage. „Ich wollte direkt arbeiten“, sagt sie. Beim Surfen im Internet fiel ihr das Angebot einer Lehrstelle in der Auslandsgesellschaft auf. Sie bewarb sich und bekam den Ausbildungsplatz. Der AgD-Standort an der Steinstraße direkt hinter

dem Hauptbahnhof korrespondierte ganz gut mit ihrer eigentlichen Ortstreue. Sie konnte in Münster wohnen bleiben, sogar dort die Berufsschule besuchen.

Sie hatte auch mit einer Ausbildung zur Touristikkauffrau geliebäugelt, aber heute weiß sie, dass sie alles richtig gemacht hat. Da würde sie lediglich im Reisebüro sitzen und Leuten einen Urlaub in Marokko vorschlagen. „Aber hier in der Auslandsgesellschaft, da kommt der Marokkaner in mein Büro, da komme ich selber viel näher mit der Kultur in Verbindung.“

Bei der AgD lerne man anders, unmittelbarer, sei mit den Problemen von Flüchtlingen befasst. „Hier hat man im Grunde die ganze Welt vor der Tür stehen. Man lernt die Leute viel näher kennen“, stellt sie fest. Und auch, „dass sie eigentlich wie wir sind“.

Ein Sprachurlaub in England hat

**Ein Aufenthalt in England
bereitete sie auf
ihr Abenteuer in Afrika vor**

ihr geholfen, vom Münsterland loszulassen. „Da hab‘ ich gelernt, dass das Reisen doch mein Ding ist“, sagt sie. Also über die Grenzen zu schauen. Sie spricht französisch, übt weiterhin englisch und beginnt nun mit einem Arabisch-Kurs. Was natürlich auch damit zusammenhängt, dass sie einen Marokkaner als Freund hat. Er ist es auch, der ihr das Praktikum in Casablanca besorgt hat, denn die Firma wird von einem Verwandten geführt. Er



Ausbildung beendet: Dorina Wiedau

begleitet sie, kann in Casablanca aber auch Deutschkurse besuchen, um seine Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Kontakt zu seiner Familie hat sie bereits regelmäßig. „Dort wird sogar Weihnachten gefeiert, obwohl die Familie muslimischen Glaubens ist – einfach, weil es ein schönes Fest ist.“ So läuft Völkerverständigung: Mögen und Möglichkeiten verzahnen sich.

Apropos Möglichkeiten. Was steht denn nach dem Praktikum an, wo könnte sie sich vorstellen zu arbeiten? Sie überlegt: „Das weiß ich noch nicht, aber die Halle Münsterland oder die Westfalenhalle werden es sicherlich nicht.“

Aber sich irgendwann einmal selbstständig zu machen, das könne sie sich vorstellen. Irgendwas mit Sprachreisen vielleicht. Ist ja klar, Dorina Wiedau hat längst alle Grenzen überwunden.

Vielfältige Jugendbegegnungen kennzeichnen die Kooperation

Das Deutsch-Polnische Jugendwerk bringt seit 25 Jahren junge Menschen aus Deutschland und Polen zusammen, vor allem durch die Förderung vielfältiger Jugendbegegnungen: vom Theaterworkshop über gemeinsame Sportwettkämpfe bis hin zum Öko-Projekt.

Am 17. Juni 1991 unterzeichneten die damalige Außen- und Familienminister Deutschlands und Polens, darunter auf deutscher Seite Angela Merkel, das Abkommen über die Gründung der Einrichtung.

Im Bewusstsein einer schwierigen und schmerzhaften gemeinsamen Vergangenheit sollten junge Menschen aus Polen und Deutschland die Möglichkeit bekommen, die Menschen und die Kultur ihres Nachbarlandes kennen zu lernen, Freundschaften zu knüpfen und Vorurteile zu überwinden. Vorbild für das DPJW war das 1963 gegründete Deutsch-Französische Jugendwerk. Über die Entwicklung sprachen wir mit dem Geschäftsführer Stephan Erb.

Herr Erb, das Deutsch-Polnische Jugendwerk feiert 2016 sein 25-jähriges Jubiläum. Welches Resümee ziehen Sie nach einem Vierteljahrhundert Ost-West-Kontakte?

Stephan Erb: Wir sehen unsere Arbeit als Erfolgsgeschichte. Abgesehen von Frankreich gibt es mit keinem Land einen so intensiven Jugendaustausch wie mit Polen. Man kann sagen, dass in den vergangenen 25 Jahren etwa 2,7 Millionen Jugendliche an gemeinsamen Projekten teilgenommen haben. Insgesamt wurden ungefähr 70 000 Projekte gefördert.



Trotz des schwierigen politischen Umfelds sieht Stephan Erb die Arbeit des Jugendwerkes nicht erschwert.

Wie finanziert sich das Jugendwerk überhaupt, und wie viele Jugendliche wirken derzeit jährlich an einem Austausch bzw. an Veranstaltungen mit?

Stephan Erb: In den letzten Jahren sind wir konstant, was Veranstaltungen und Teilnehmerzahlen anbelangt. Pro Jahr sind es ungefähr 3000 Projekte, die wir fördern, und 110- bis 120 000 Jugendliche, die daran teilnehmen. Im übrigen ist das ziemlich paritätisch verteilt: Von etwa 3000

Veranstaltungen in 2015 fanden in Deutschland rund 1400 und in Polen 1600 statt, es haben 57 000 deutsche und 55 000 polnische Jugendliche daran teilgenommen. Die Finanzierung des Jugendwerks wird von beiden Regierungen übernommen. Der Gesamtetat beträgt derzeit etwas über neun Millionen Euro, wovon die deutsche Regierung etwa fünf und die polnische umgerechnet etwa 4,2 Millionen Euro übernimmt. Mitunter fördern wir aber auch Veranstaltungen mit drei Nationen, also deutsch-polni-



sche Neuausrichtung in Polen anbelangt, wie denkt man in diesen Kreisen darüber?

Stephan Erb: Das Kennzeichen unserer Partnerschaft ist die Vielfaltigkeit, wir gehen in die Breiten beider Gesellschaften. Natürlich gibt es da unterschiedliche Meinungen, aber in unserer Arbeit stellen wir keinerlei Irritationen fest. Kontakte von Jugendlichen untereinander, die stellt keiner in Frage. Das, was heute politisch kontrovers diskutiert wird, betrifft ja nicht nur Deutschland und Polen, sondern ganz Europa. Wichtig ist allerdings immer, dass man weiter miteinander spricht.

Könnten Sie sich noch eine Intensivierung der Kontakte vorstellen?

Stephan Erb: Auf jeden Fall. Die Nachfrage nach Projekten ist jedenfalls so groß, dass unsere Mittel nicht ausreichen. Es ist dabei so, dass eher Jugendliche erreicht werden, die eine höhere Schulbildung haben. Unser Interesse ist allerdings, dass wir alle Jugendlichen erreichen wollen. Wir sind nun verstärkt dabei, Berufsschulen miteinander zu verbinden, gegenseitige berufliche Praktika zu vermitteln, wir möchten auch gerne die Zielgruppe verjüngen. Das Alter unserer Zielgruppe liegt derzeit zwischen 12 und 26 Jahren. Es gibt allerdings ein großes Interesse daran, auch Jüngeren Angebote zu machen. Wir betreiben das allerdings nicht so offensiv, weil uns die Mittel dafür noch fehlen. Es gibt also kein Problem mit der Nachfrage - sondern eher eines der Unterfinanzierung. Die finanzielle Förderung zu erhöhen, ist eine der Hauptaufgaben.

sche-ukrainische Theaterprojekte oder deutsch-polnisch-französische Sportprojekte. Zum Beispiel jetzt gerade ein Straßenfußballprojekt in allen drei Ländern im Vorfeld der Europameisterschaft. Bei solchen trilateralen Projekten fließen oftmals Drittmittel mit ein, beispielsweise aus dem Auswärtigen Amt oder von privaten Stiftungen.

Die politische Großwetterlage zwischen Polen und Deutschland ist ja eher von einer Abkühlung bedroht. Gibt es derzeit Anzeichen, dass sich das auf die Arbeit des Jugendwerkes auswirken könnte?

Stephan Erb: Nein, das sehe ich nicht. Es gibt über die Jahre ein derart dicht geflochtenes Netz an Kooperationen zwischen Sportvereinen, Schulen, freiwilligen Feuerwehren usw., da sind persönliche Freundschaften entstanden, das ist alles so gefestigt, da lässt sich keiner aus der Ruhe bringen. Im Gegenteil. Die polnische Regierung hat ihren Beitrag noch um

eine Million Zloty erhöht. Das war zwar vor der Wahl, die neue polnische Regierung hat aber daran festgehalten.

Es hat ja in der Vergangenheit bereits schon einmal eine national-konservative PIS-Regierung in Polen gegeben. Hat das damals auf die Zusammenarbeit ? Und wenn ja, wie?

Stephan Erb: Man muss sagen, dass es damals vor zehn Jahren durchaus Probleme mit verschleppten Sitzungen gegeben hat, so dass der Etat nicht rechtzeitig freigegeben werden konnte. Das für das Jugendwerk zuständige Bildungsministerium in Polen wurde damals vom Koalitionspartner der PIS, der Liga Polskich Rodzin, geleitet. Mit dem polnischen Bildungsministerium arbeiten wir seit Jahren und auch jetzt konstruktiv zusammen.

Über Ihre Arbeit entstehen sicherlich auch Kontakte auf allgemeiner kultureller Ebene. Was die politi-

„Ich muss hungrig sein, um zu kämpfen“

Mohamad Srour ist erst 25 Jahre alt. Er ist der oft herbeigesehnte und beschriebene gut ausgebildete Flüchtlingsarzt aus Syrien. Genau genommen ist er ein Zahnarzt. Und dann auch noch einer, der Gedichte schreibt. Das muss ein interessanter und interessierter Mann sein.

Und genau das ist er auch. Im November 2014 kam er nach Deutschland, im April 2015 begann er seinen Deutschkurs, Ende Februar 2016 machte er seinen Abschluss an der Steinstraße. Und fiel seinem Deutschlehrer auf. Es ist Herbert Trautz, der uns auf ihn aufmerksam macht.

Srour schreibt nicht nur Gedichte, er schreibt sie auch in der Sprache, die er gerade erst lernt. Er schreibt sie auf Deutsch. Warum er das macht? Weil er jetzt hier ist und auf literarische Weise noch mehr auf das aufmerksam machen möchte, was in Syrien passiert. Auf den Krieg. Der Anlass für dieses Gedicht ist der ertrunkene vierjährige syrische Junge, der am griechischen Strand liegt. Sein Foto ging 2015 weltweit durch die Medien.

Bereits mit sechs Jahren hat Mohamad Srour mit dem Schreiben angefangen. Es war sein Großvater, der ihm immer wieder Geschichten erzählt hat. Mohamad war sehr interessiert und hat die Erzählte weitergesponnen, bzw. sich neue Geschichten ausgedacht. Mit zehn Jahren dann hat er sein erstes Buch herausgebracht. Dem Onkel, dem Nachbarn, den Tanten hat er die Geschichten gezeigt und sie ihnen vorgelesen. Alle haben ihn unterstützt und ihn ermuntert: Mach weiter, Junge! Es ist vor allem sein



Ein Zahnarzt, der schreibt: Mohamad Srour

Vater, der ihn bekräftigt. Es spricht sich schnell herum, wie gut der kleine Mohamad schreiben kann. Aber wieso wird er dann Zahnarzt? Weil das etwas Sicheres ist. Und er so gut in der Schule brilliert, dass er sofort die Zulassung zum Medizinstudium bekommt. In Syrien ist ein Zahnarzt ein gemachter Mann. Und da ist Mohamad pragmatisch. In Dortmund hospitiert er nun bei einem Zahnarzt und möchte bald beruflich hier Fuß fassen.

Und was ist mit Familie? Nee, nee, das kann er noch nicht gebrauchen. Jetzt muss er noch lernen, auch hier fest auf den Beinen zu

stehen. „Dann hab ich auch den Raum für Kopfschmerzen“, sagt er und lacht lauthals. Deutschland ist für ihn längst zur zweiten Heimat geworden. Er fühlt sich wohl hier. Und er will aufmerksam machen auf das, was mit seiner Heimat geschieht. Auch er vermisst seine Heimat. Dafür tut er, was er kann. In diesem Fall ist es das Schreiben.

In Deutschland stehe den jungen Menschen alles offen. Aber einige ergreifen sie nicht, ihre Chancen. Vielleicht sind sie zu satt? „Ja“, sagt Mohamad Srour: „Man muss hungrig sein, um zu kämpfen.“

Messer in meinem Zimmer

Mein Raum ist dunkel / Keine Stimme kann ich hören / Mein Raum ist leer / Außer mir ist niemand darin / Das Fenster ist geöffnet / Der Regen ist stark / Ich habe Blut auf der Wand gesehen / Davor hatte ich Angst / Diesen Geruch kenne ich / Dieser Geruch ist meiner / Die Tür wurde geöffnet / Ich bin schnell auf die Treppe gelaufen / Ich habe an die Tür meiner Nachbarn geklopft / Niemand war da / Oder niemand hörte mich / Ich brauche Hilfe / Ich brauche Hilfe / Aber niemand hat mir die Tür geöffnet / Ich bin ein guter Mensch / An einem Regentag bin ich geboren / Ich verstehe den Regen / Und er versteht mich gut / Wenn sie mir die Tür nicht öffnen wollen, werde ich die Tür des Himmels öffnen / Ich bin schnell nach draußen gegangen / Viele habe ich gesehen / Warum sehen sie mich nicht? / Ein großer Vogel ist zu mir gekommen / Sein Krächzen ist laut / Ich bin auf seine Flügel gestiegen / Und zum Himmel geflogen / Alle Türen waren geöffnet / Ein kleines Mädchen sang und kämmte ihre Haare / Als sie mich sah, schrie sie / Blut auf meinen Lippen und meiner Brust / Auf dem Thron saß der Teufel, lachte laut / Der Wind war stark / Meine Haare waren auf meinen Augen / Ich konnte nichts mehr

sehen / Ich versuchte, meine Haare zu entfernen / Es klappte nicht / Meine Hände wurden zu Flügeln / Mein Lieber, wo warst du? / Meine Familie und Freunde, wo waren sie? / Ich wollte aufwachen / Ein Mensch duschte sich / Im Blut weinte er / Im Blut war mein Geruch / Ich schrie, wer ist er? / Ich will nach Hause / Ich wurde schnell nach Hause / Mein Vater, meine Mutter, meine Schwestern meine Brüdern alle tragen Schwarz / Auf ihren Köpfen sind Raben / Was ist passiert? Keine Antwort / In meinem Zimmer war Polizei / Ich schrie, wer ist tot? / Messer in einer Hand / Ich öffnete die Augen / Es war ich / Was haben die Leute getan? / Gegen mich / Die Antwort war / Ich habe alles getan / Als sie gelogen haben, habe ich ihnen geglaubt / Mit einer weißen Decke wurde mein Gesicht bedeckt / Alle sind gegangen / Ich bin allein Zuhause / Kleine Engel haben mich im kalten Wasser getauft / Ich wurde von Engeln gefragt / Mach die Kerze an / Ich war verblüfft / Die Kerze steht neben meinem Messer / Aber ich habe sie in meinem Leben nie gesehen / Das Messer war mir näher / Ich bin stumm / Ich konnte nicht antworten / Die Antwort war ein Foto Von mir an der Wand / Und eine weiße Decke auf meinen Augen

Himmel des Kindes

Guck mal in meine Augen / Guck mal mein Kind / Wohin bist du gegangen? / Warum hast du mich nicht begleitet? / Guck mal in meine Augen / Lass mich dich zum Himmel begleiten / Ich kann ohne dich nicht leben / Du bist die Sonne / Du bist die Welt / In deinen Augen kann ich schlafen / Um mich selbst zu finden / Um meine Welt leicht zu machen / Guck mal in meine Augen / Ohne dich kann ich nicht leben / Hast du Gott getroffen? / Hast du ihn gefragt? / Warum ist unsere Welt dunkel? / Warum kann das Gesicht nicht lächeln? / Warum muss ich ohne dich leben? / Warum bist du soweit weg von mir? / Guck mal in meine Augen / Und sag mir Bescheid / Hast

du Maria gesehen? / Hast du mit ihr getanzt? / Hast du mit Gott gesungen? / Frieden Frieden Freiheit / Bist du ins Paradies geflogen / Und hast du unsere Welt gesehen? / Es gibt keine Tempel / Keine Kirche, keine Moschee / Alles ist zerstört / Wenn wir gefallen sind / Maria hat uns verlassen / Mit dir ist sie geflogen / Hat sich von uns verabschiedet / Bis bald bis bald / Gott hat in seinem Spiegel geguckt / Mal gelacht mal geweint / Unsere Welt wird zerstört / Und es gibt Dunkelheit / Die Engel hat Musik gemacht / Kinder Kinder / Kommt mal hier / Hier sollt ihr bleiben und tanzen / Weiter singen / Die Welt kann nur mit Liebe bestehen / Nur mit Liebe kann die Welt bestehen

Grenze zwischen uns

In unserer Welt gibt es ein Mädchen / Sie sitzt auf einer Wolke / Und sie lacht laut / Sie tanzt gerne und trinkt Wein / Vor dem schlafen / Alle schauen zu ihr / Sie versucht, zu uns zu kommen / Aber wir helfen ihr nicht / Sie kann selbst nichts machen / Wir tragen ihr Herz in unseren Händen / Wir pflanzen die Liebe oder das Böse / Es gibt viele Engel, die sie gestoßen haben / Aber sie halten wir fest unsere falsche Hoffnung / Unsere Lügen, unsere Waffen / Die schwarzen Herzen haben sie ängstlich gemacht / Die Spatzen haben ihr zugeflüstert: Wenn du zu Menschen kommen würdest, würdest du keinen Wein trinken, sondern Blut / Aber kannst du auf Knochen und Schädeln tanzen / Schade würdest du schreien und weinen / Es gibt Grenzen zwischen Menschen / Es wäre besser wenn du im Wald wohnst / Nackt durch die Bäume läufst / Im See kannst du sicher singen / Im Wald gibt es keine Grenzen zwischen den Tieren / Du kannst machen, was du willst / Echt, gibt es Freiheit im Wald / Echt, essen sie sich nicht gegenseitig auf / Hast du schon mal einen Wolf gesehen, der einen anderen Wolf isst? / Hast du eine Schlange gesehen, die eine andere Schlange getötet hat? / Aber es gibt Menschen, die machen das, was die Tiere nicht tun / Grenzen, Waffen, Hunger, Tod / Ich bin weiß, ich trinke aus einem goldenen Glas / Ich bin ein Prinz / Du bist mein Sklave / Du bist aber schwarz / Aus einem Holzbecher musst du trinken / Mein Name ist Mohamad / Du bist Jesus / Er ist Moses / Warum werden die Grenzen geöffnet / Wir sind gleich / Bist du in Gefahr geraten, werde ich meine Hand nach ausstrecken / Brauchst du Blut, wird mein Blut durch deinen Körper laufen / Ach wir sind gleich / Eine Familie in unserer Welt / Zusammen können wir wohnen und die Welt wird ein Paradies / Im Paradies kann man alleine nicht wohnen / Das Paradies würde zur Hölle werden, wenn man darin alleine wohnt

Humanität betriebswirtschaftlich untermauert

Dieser Mann ist eigentlich nicht im Autohaus verortet. Vermutet man zunächst, wenn man mit ihm spricht. Er spricht leise, denkt lange nach, überlegt genau und spricht vor allem von humanen Gründen für sein Tun. Joan Hendrik Rüschkamp erklärt sein Handeln. Was er erzählt, ist plausibel und einleuchtend, nachvollziehbar.

Dennoch: Wir sitzen im Autohaus. Zwischen neuen Automodellen, Elektroautos, Jahreswagen, schnicken Verkäufern, eilenden Kfz-Meistern. Im Hintergrund tönen hohe Frauenstimmen am Telefon. Das Gespräch findet im gläsernen Büro des Abteilungsleiters statt. Das Gewusel um die PS, die starken Motoren, offenen Sportwagen und spritsparenden neuen Modellen ist beobachtbar.

Und drinnen erklärt der Chef, warum er einem jungen Mann, der bis dahin kein Wort Deutsch spricht, eine Chance auf ein Praktikum gibt. Und dann auch noch eins drauf setzt: Ihm über seinen Bekannten Jörg Reidegeld in Münster ein Jahr lang im Internat die Möglichkeit zum intensiven Lernen der Sprache gibt.

Ist diese Zeit im Sommer 2016 um, dann kann Nebyou Elias – 2012 aus Eritrea geflüchtet und 2013 nach einer langen Odyssee in Deutschland angekommen – wieder ins Dortmunder Autohaus Rüschkamp kommen und seine Aufnahmeprüfung ablegen. Und dann hoffentlich nach dem Bestehen seine Ausbildung zum Auto-mechaniker beginnen.

Dann beginnt für den jungen Flüchtling aus Eritrea ein Traum. Möglich gemacht vom Geschäftsführer Rüschkamp, der human denkt und handelt, aber auch betriebswirtschaftliche Argumente im Köcher hat: „Die Kunden werden auch immer internationaler, deswegen gehen sie gerne dorthin, wo man auch ihre Muttersprache spricht und die ‚Heimat-Kultur‘ zum Teil wiederfindet.“ Klar war das Setzen auf diesen Wettbewerbsfaktor auch ein Risiko. Niemand wusste ja, wie das ausgeht. Aber eines, das sich in Grenzen hält. Mittlerweile hat die Firma Rüschkamp 200 Mitarbeiter in Lüdinghausen, Lünen,

„Die jungen Leute haben bereits kämpfen müssen. Die haben sich schon durchgeboxt“

Werne, Selm und Dortmund. Dreißig davon sind Auszubildende. Von den Azubis und den zweihundert Mitarbeitern haben die Hälfte eine Einwanderungsgeschichte. Stolz kramt Joan Hendrik Rüschkamp eine Excel-Liste dazu aus den Akten hervor: „Hier, da können Sie sehen, welche Sprachen unsere Mitarbeiter sprechen.“ Das Repertoire geht von Arabisch über Englisch, Polnisch und Französisch bis hin zu Russisch und Ukrainisch.

Wie er denn die Auswahl treffe? Tja, das sei ganz einfach. Gemeinsam mit seinem Geschäftsführerkollegen treffen die beiden eine Entscheidung, der oft intuitive Überlegungen vorausgehen. Die



Azubis mit dem Hintergrund der Zuwanderung seien meist wesentlich wacher. Man merke, dass sie haben kämpfen müssen, ihnen sei nicht von vornherein alles zugefallen. „Die haben sich bereits durchgeboxt.“ Ganz anders oft die deutschen Mitbewerber: Da sei oft alles viel zu selbstverständlich. Sie wüssten, dass ihnen in der Regel nichts passieren könne. Klappt das hier nicht mit der Ausbildung,



Joan Hendrik Rüschkamp zusammen mit einem Mitarbeiter in der Dortmunder Werkstatt.

dann sei es auch egal. Ihre Defizite mit der Sprache lernten die jungen Leute im Betrieb zu bekämpfen - mit den anderen, die in den kleinen Zellen des Kfz-Betriebs zusammenarbeiten.

Und da merke man sehr schnell, so der Obermeister des Autohauses Jörg Schulte, wer gut sei und wer nicht. Auch er ist überzeugt von dem Praktikanten Nebyou Eli-

as. „Der junge, schüchterne Mann ist sehr ehrgeizig und wissbegierig. Er hat immer seine Augen offen gehalten und gesehen, was zu tun ist.“ Da sei die Sprache erstmal nicht so wichtig gewesen. In der Autowerkstatt seien häufig Arbeiten notwendig, die man nur zu zweit bewerkstelligen könne. Das habe Nebyou von alleine gemerkt und immer mit angepackt, bevor der Meister ihn erst darauf hinwei-

sen musste. Schulte: „Nebyou war nicht gut, er war sehr gut hier beim Praktikum. Er war zuvorkommend und sehr höflich.“ Das hätten alle Kollegen gemerkt.

Grund genug für den Betrieb, sich für ihn einzusetzen. Solche Leute sucht und findet Joan Hendrik Rüschkamp seit fast zehn Jahren. 2006, da hat er sich bei einem multikulturellen Forum in Lünen zu einem Workshop angemeldet und zum ersten Mal vom Wettbewerbsvorteil junger Migranten gehört. 2008 erhält das Autohaus

Im Jahr 2008 erhielt das Autohaus eine Auszeichnung von Bundespräsident Köhler für kulturelle Vielfalt

dann bereits den 2. Preis beim Bundeswettbewerb für kulturelle Vielfalt der Bundesregierung. Daraufhin lud der damalige Bundespräsident Horst Köhler jeweils 100 Vertreter aus Wissenschaft, Politik und Bürger zur Bürgerwerkstatt ein. Joan Hendrik Rüschkamp war dabei. Bis heute ist er fasziniert von den Treffen in Berlin. Dreimal war er da. Jedes Mal ging es um den demografischen Wandel und die Integration der Einwanderer.

Natürlich lässt der Chef es sich nicht nehmen, seinen Betrieb zu zeigen. In der Werkstatt erzählt ihm der Auszubildende, dass die Prüfung absolviert sei. „Ja, und jetzt?“ Achselzucken. Noch weiß er nicht, was ihm die Zukunft bringen wird. „Ja“, sagt der Chef, „dann wird es ja wohl Zeit, dass du mit dem Meister sprichst. Damit das hier für dich weitergeht.“

Wie war das? Der Mann ist nicht zu verorten hier im Autohaus? Im Gegenteil: Genau hier gehört er hin. Aus humanen und auch aus betriebswirtschaftlichen Gründen.

„Wer Mitglied in der EU ist, muss auch Verantwortung übernehmen“



Der Dortmunder Marco Bülow sitzt seit 2002 für die SPD im Deutschen Bundestag. Der Journalist und Publizist ist Mitglied im Ausschuss für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit. Wir sprachen mit ihm über die Flüchtlingspolitik.

Herr Bülow, verbarg sich hinter dem Merkel'schen „Wir schaffen das“ nicht auch ein Führungsanspruch Deutschlands in Sachen EU-Flüchtlingspolitik, wie er für manche Mitglieder bereits in der Euro-Krise deutlich wurde? Andersrum: Nutzen Gegner der Bundeskanzlerin die Flüchtlingskrise nicht auch dazu, Deutschland mal zu disziplinieren?

Marco Bülow: Hinter dem Merkel'schen „Wir schaffen das“ verbarg sich das ein oder andere, was auf den ersten Blick nicht erkennbar war. Ganz sicher ging es der

Bundeskanzlerin und der SPD darum, in der EU bei der Flüchtlingspolitik deutlich Flagge zu zeigen: Die Grundwerte, die sich die EU gesetzt hat, müssen auch in Krisenzeiten gelten.

„Ich halte die Türkeipolitik der Bundesregierung für höchst problematisch“

Sehen Sie Chancen für eine Zustimmung zur sogenannten „Eins-zu-Eins-Formel“, nach der die EU für jeden in die Türkei zurückgebrachten Migranten einen syrischen Flüchtling aufnehmen und auf legalem Weg einreisen lassen muss?

Marco Bülow: Nein.

Die Dringlichkeit, mit der Deutschland eine Lösung der

Flüchtlingsprobleme mit Hilfe der Türkei sucht, hat zur Folge, dass man sich weitgehend abhängig von der türkischen Regierung macht. Welche Möglichkeiten der Einflussnahme hat man dann noch, wenn es um die EU-Mitgliedschaft der Türkei geht, um die Lösung der Kurdenfrage, um die Einschränkung der Pressefreiheit dort?

Marco Bülow: Ich halte die Türkeipolitik der Bundesregierung für höchst problematisch. Wenn man sich anschaut, was gerade in der Türkei mit Grund- und Freiheitsrechten geschieht und die EU bei den Verhandlungen zur Flüchtlingspolitik die Türkei aber gleichzeitig sehr hofiert, entsteht der Eindruck, als wäre man auch mit der Einschränkung der Menschenrechte in der Türkei einverstanden.

Die Flüchtlingskrise hat eine Ent-

wicklung in Europa befördert, die eigentlich im Gegensatz zum europäischen Gedanken steht. Es findet nahezu überall eine Renationalisierung statt. Die „Entfernung in den Köpfen“ scheint größer zu sein, als es die oft räumliche Nähe glauben lässt. Ist das politische Konstrukt Europa „zu groß“ geworden für die rasche Lösung von Problemen?

Marco Bülow: Nicht nur die Flüchtlingspolitik in Europa steht im Gegensatz zu den europäischen Grundgedanken. In vielen Bereichen hat man sich in Europa zu sehr auf den Währungs-, Finanz- und Wirtschaftsraum konzentriert.

„Man hätte Länder wie Ungarn sanktionieren oder die Solidarität beim Geld aufkündigen müssen“

Die Beachtung der ökologischen, sozialen und der Menschenrechtsfragen ist zu wenig ausgeprägt. Dies erweist sich nun immer mehr als großes Problem. Dazu kommt, dass auch wegen der neoliberalen Austeritätspolitik Rechtspopulisten immer stärker werden und sich viele in Europa immer mehr ins Nationale flüchten.

Mit einer Stimme zu sprechen, das klappt möglicherweise nur noch, wenn es um die Verteilung von EU-Geldern geht. Wenn ein Staat wie Ungarn den europäischen Gedanken preisgibt, kann solch ein Staat Mitglied der EU bleiben und weiter Gelder beziehen?

Marco Bülow: Man hätte, wenn man es ernst meint mit den europäischen Grundwerten, Länder wie Ungarn sanktionieren oder zumindest die Solidarität beim Geld aufkündigen müssen. Wer Mitglied in der EU ist, darf nicht nur die Vorteile genießen, sondern muss auch die Verantwortung übernehmen.

Die AfD hat mit der Flüchtlingskrise ihr Thema gefunden und startet oft aus dem Stand zweistellig in die Parlamente. Neonazis flirten mit ihr, möglicherweise auch umgekehrt. Was ist falsch gelaufen, welche Lehren können die etablierten Parteien daraus ziehen – oder die SPD?

Marco Bülow: Das ist nicht in zwei, drei Sätzen zu beantworten. Da ist eine ganze Menge falsch gelaufen. So ist einmal der Nährboden für rechtes Gedankengut unterschätzt und es ist sich der sozialen Frage in Deutschland zu wenig angenommen worden. Die wachsende Vermögensungleichheit in Deutschland ist eigentlich ein Megathema, das von den herkömmlichen Parteien zu wenig besetzt und zu wenig thematisiert wurde.

Warum gelingt es der Politik nicht, zum Beispiel lokal ihre Erfolge zu verkaufen (falls es sie gibt)? Warum werden nicht wöchentliche oder monatliche Statistiken erstellt, wie viele neue Lehrer eingestellt worden sind, wie viele Flüchtlinge Sprachkurse begonnen haben, wie viele Unternehmen sich bereit erklären, Migranten auszubilden etc.?



Seit 2002 für die SPD im Deutschen Bundestag: Marco Bülow

Marco Bülow: Dafür fehlen im alltäglichen Geschäft, mit der die Politik zu tun hat, die zeitlichen Ressourcen, einen so hohen Aufwand zu betreiben.

Kann man sich daran gewöhnen, von politischen Idealen Abschied zu nehmen – siehe Türkei-Verhandlungen? Was ist unverhandelbar für Sie?

Marco Bülow: An der Stelle möchte ich auf meine Antwort bei Frage drei verweisen. Grundwerte, wie das Asylrecht, die Menschenrechte, die Presse- und Meinungsfreiheit sind für mich unverhandelbar.

Erreicht die sich verändernde Stimmung im Land auch ihr Wahlkreisbüro in Dortmund?

Marco Bülow: Ja, es gibt deutlich mehr Anrufe, Mails und Briefe von Bürgerinnen und Bürgern, die verunsichert sind, ihre kritischen Meinung äußern aber auch Leute, die im Laufe des Gesprächs sich rassistisch und menschenfeindlich äußern.



„Wir kommen hier nur als Rauch wieder raus“

Acht Jahre alt ist sie, als die Deutschen in Prag einmarschieren. Es ist der 15. März 1939. Drei Jahre später wird sie in das Ghetto nach Theresienstadt deportiert. Das ist im Juli 1942. Im Dezember des darauffolgenden Jahres bringen die Nationalsozialisten Evelina Merova nach Auschwitz-Birkenau.

Ein halbes Jahr wird sie in dem von Fredy Hirsch organisierten Kinderblock untergebracht. Es ist purer Zufall: Sie überlebt die letzten Selektionen im Juli 1944. Es folgen Stationen in Stutthof, Dorbeck und Guttau. Hier wird sie von der Roten Armee befreit. Das Mädchen kommt in ein Militärlazarett. Ein Sanitätszug bringt sie nach Sysran an der Wolga, in Russland. Der Chefarzt Dr. Mer entschließt sich, dem 14-jährigen Mädchen ein neues Zuhause zu bieten. Er

nimmt sie mit in seine Heimat. Das ist Leningrad, heute St. Petersburg. Im September 1945 beginnt für Evelina ein neues Leben. Eines, in dem das alte keinen Raum mehr hat. Vorerst. Doch die Vergangenheit kehrt aus dem tiefen Unterbewusstsein wieder hervor. 40 Jahre wird es dauern, bis sie sich ihr stellt.

Evelina Merova überlebt. Ihre Familie nicht. Evelina muss weiterleben. Und deswegen konzentriert sie sich auf das, was ihr das Überleben sichert: Sie lernt Russisch und sich in der Umgebung, die ihr ein neues Zuhause bietet, zurechtzufinden. Doch die Sehnsucht nach ihrer Heimat bleibt und wird tief gespeichert. In Russland wird sie Lehrerin für Germanistik, ausgerechnet die Sprache derer, die ihrer Familie das Leben nahmen und ihr das Schicksal aufbür-

deten, als Einzige damit leben zu müssen.

1950 wird sie zum ersten Mal damit konfrontiert, über ihr Leben eindringlich zu resümieren. Zu dem Zeitpunkt soll sie einen Lebenslauf für die Universität in Leningrad schreiben. Sie will sich bewerben für ein Studium. Ihr Leben auf einer einzigen Seite? Wie soll das gehen? Evelina ist gerade einmal zwanzig Jahre alt. Ihr wird klar: Irgendwann, da wird sie das Erlebte aufschreiben. Alles braucht seine Zeit. In Russland gründet sie eine Familie. Als ihr Mann stirbt, kehrt sie 1993 an ihren Sehnsuchtsort, in ihre Heimat Prag zurück. Ihre Tochter lebt weiter in Russland, ihr Sohn in Frankfurt/Main.

Bis zum Aufschreiben des Erlebten vergeht noch viel Zeit. In Tschechien erscheint ihr Buch 2011 unter

dem Titel „Verspätete Erinnerungen“. Sie erinnert sich an viele Details. „Weil alles in meinem Kopf abgespeichert ist. Ich habe alles behalten, gesichert sozusagen“, erzählt sie in der Deutschen Botschaft bei der Präsentation ihres Werkes im März 2016. Es sind ihre Kinder und deren Kinder, die ihr die Motivation geben, sich mit dem Grauen, den Ängsten eines Kindes, das sie selbst war, wieder auseinander zu setzen. Das, was passiert ist, muss der Nachwelt erhalten bleiben. Das Schicksal ihrer Familie darf nicht vergessen werden.



Vorbereitungen in der Prager Botschaft

Sie schreibt sachlich, ohne viele Emotionen. Sie bevormundet den Leser nicht. Er liest und macht sich selbst ein Bild. Es bleibt unbegreiflich, wie Menschen mit Menschen umgehen können. Auch in Theresienstadt und Auschwitz ist die Realität immer gegenwärtig. „Die Alten klärten uns Kinder auf, wir hielten eng zusammen. Hier, so sagten sie, hier kommt man nur noch als Rauch wieder raus.“ Die Kinder von Auschwitz mussten damit leben.

Am 8. und 9. Mai 1945 ist der Krieg vorbei, aber Evelina kann sich nicht richtig freuen. Sie hat auch keinen Grund: Ihre Familie ist tot. Sie ist alleine übrig geblieben. Das ist für jeden Menschen eine große Last, wie dann erst für ein kleines Mädchen, dessen Leben noch in den Kinderschuhen steckt?

Die Auslandsgesellschaft Deutschland hat sich mit einer Finanzierung an der Produktion des Buches beteiligt und in die Deutsche Botschaft am 9. März 2016 zur Lesung und einem Zeitzeugengespräch eingeladen.

Evelina Merova: Lebenslauf auf einer Seite. Prag-Theresienstadt-Auschwitz Birkenau-Leningrad. 2016.



Einladungskarte für die Veranstaltung



Evelina Merova präsentiert ihr Buch

„Es geht darum, jedem eine Chance zu bieten“

Es sind Zeiten, in denen die Superlativen das Nachrichtenkommando übernehmen. Es ist die Rede von Flüchtlingsströmen, von Angstzonen, von bandenmäßigem Straßenraub, von massenhafter sexueller Gewalt. Forderungen werden laut, Hetze greift um sich, bei der AfD kann man sich sogar Schüsse auf Flüchtlinge vorstellen. Mindestens Rede und Gegenrede, zunehmend auch Hass und Geifer.

Marc Frese, Präsident der Ausländsgesellschaft Deutschland, ahnt, dass sich der maximalen Aufregung nur mit Ruhe begegnen lässt. Das große Thema der Integration herunterzuziehen auf die Ebenen des Lernens, sozusagen den nervösen Debatten mit dem kleinen ABC zu begegnen, um die praktische Eingliederung zu ermöglichen, das ist auch Politik. Und darum geht es bei der täglichen Arbeit in der AgD. Also geht es doch ums große Ganze.

Wer das Gebäude an der Steinstraße betritt, sieht sich von Studenten aus allen Ecken der Welt umgeben, vornehmlich den Ecken, in denen mindestens Unruhen herrschen, wenn nicht Krieg. Sie besuchen hier die Sprachkurse, die im Grunde die erste zu nehmende Hürde für jeden Neuankömmling sind, aber auch der erste Baustein für ein neues Leben. „Seit dem Sommer vergangenen Jahres haben wir viel mehr Menschen hier“, sagt Frese. Menschen aus dem Irak, aus Afghanistan, aus Eritrea, aus Syrien, Menschen, die oftmals nicht viel mehr mitbringen als ihre Euphorie und den Willen, mit allen

Mitteln hier Fuß zu fassen. „Wir haben Teilnehmer dabei, die Akademiker sind, und Landarbeiter, die nur kurz oder auch nie eine Schule besucht haben“, stellt er fest. Es gehe in erster Linie darum, jedem eine Chance zu bieten, aus seinem Leben etwas zu machen. Dass das nicht immer gelingt, gehöre zur Wahrheit, aber es gebe genügend Beispiele von Teilnehmern, „die mit dem ABC angefangen haben und es bis zu einer Lehrstelle schaffen. Denn dadurch, dass es mehr Teilnehmer gibt, gibt es auch viel mehr positive Beispiele.“

Die Dankbarkeit der Studierenden ist ihm Antrieb genug für ein Gefühl, es der Welt der Verweigerer zu zeigen

Insgesamt gebe es beides: mehr Stress und mehr Freude. Die Dankbarkeit derer, die es schaffen, sei der Antrieb der Lehrer, in den Klassen unter manchmal schwierigen Bedingungen weiterzumachen.

Es ist für viele nicht ganz einfach, dem Merkel-Mantra „Wir schaffen das“ noch zu folgen, Frese tut es aber. „Da hat sich Deutschland von seiner guten Seite gezeigt“, meint er. Die Dankbarkeit der Studierenden ist ihm Antrieb genug für ein Gefühl, es der Welt der Verweigerer zu zeigen.

Mit zusätzlich vier Deutschkursen für 80 bis 100 Teilnehmer will die AgD dem momentanen Ansturm genügen. Bereits jetzt lernen hier



etwa 500 Leute jeden Tag die deutsche Sprache. Frese steht nun vor der Aufgabe, Räume zu organisieren und auch den Unterricht. Der 17 Mitarbeiter umfassende Lehrerstab der Intercultural Academy soll um einige, auf Honorarbasis arbeitende Kollegen erweitert werden. Auch hier lässt der Geschäftsführer Vorsicht walten. Zu sehr sind ihm noch die Zeiten der ersten Monate des Jahres 2000 in Erinnerung, als es wirtschaftlich nicht so gut lief und den Festangestellten die Arbeitslosigkeit drohte. Wachsen mit Bedacht also.

42 Jahre ist Marc Frese alt, und dennoch überblickt er bereits fast zwei Jahrzehnte der Geschichte der Gesellschaft. Am 1. März 1997 begann er dort seinen Zivildienst.



Seit fast 20 Jahren in verschiedenen Funktionen dabei: Marc Frese, Präsident der Auslands-Gesellschaft Deutschland (AgD).

Er ist also das Beispiel für jemanden, der es gewissermaßen vom Lehrling zum Chef gebracht hat. „Ende der 90er kamen viele Aus-siedler aus Osteuropa“, erinnert er sich. Dann viele aus dem sich auflösenden Jugoslawien, später viele Chinesen. Manchmal brachten die politischen, kulturellen und religiösen Unterschiede die Leute gegeneinander auf.

Es gibt da nichts zu beschönigen. Es gab Schlägereien, Polizeieinsätze, manchmal waren die Klassenräume und die Eingangshalle einfach zu klein für die Probleme, die die Welt ins Haus hinterm Dortmunder Hauptbahnhof trug. „Daraus ergaben sich unsere Regeln des Zusammenlebens – also keine Gewalt. Wir haben damals ganz

deutlich gemacht, dass der, der sich an unsere Regeln hält, bei uns willkommen ist. Hält er sich nicht daran, ist er an der falschen Stelle.“ Frese hat Industriekaufmann gelernt, Betriebswirtschaft studiert und Mitte der 90er Jahre in Berlin bei einem Bauunternehmen gearbeitet.

„Ich bin dann für den Zivildienst bei der Auslands-Gesellschaft nach Dortmund zurückgekommen“, sagt er. Als er damit fertig war, fragte man ihn, ob er nicht bei der AgD bleiben wolle, um als Vorstandsassistent zu arbeiten. Er wollte. 2003 übernahm er als Leiter die Verwaltung der Gebäude, des Rechnungswesens, zeigte Verantwortung für die Personalentwicklung, um anschließend Geschäftsführer des

Bereiches Corporate Services zu werden. Zum Geschäftsführenden Vorstand der Auslands-Gesellschaft wurde er 2007, bevor er 2011 auf den Posten des Präsidenten wechselte – mit der „Nebentätigkeit“ eines Geschäftsführers der Intercultural Academy. „Zum Ende des Jahres 2012 habe ich dann den Geschäftsführervertrag auslaufen lassen und ihn auf die nebenamtliche Ebene gehoben“, sagt er.

Er habe noch mal etwas anderes machen wollen und ein Unternehmen für Marketing und Vertrieb gegründet. Vier Angestellte beschäftigt er inzwischen. Und? Kann man die Arbeit teilen, oder hat sie sich verdoppelt? Frese lacht: „Sie hat sich eher verdoppelt. Es klappt aber, man muss sich nur vernünftig

„Ein solches Haus wie die Auslands-Gesellschaft kann man nur praktisch führen“

organisieren.“

Das scheint für ihn sowieso das Maßgebende zu sein. Etwas vernünftig zu organisieren, das heißt ja nichts anderes, als vorausschauend zu arbeiten, Probleme frühzeitig zu erkennen, um Reibungsverluste oder gar Auseinandersetzungen zu vermeiden. Solch ein Haus wie die Auslands-Gesellschaft könne man nur praktisch führen. „Politik und Religion müssen außen vor bleiben, sonst funktioniert das mit dem Lernen nicht“, resümiert er.

Er spricht auch von seinen ehrenamtlichen Engagements als Vorsitzender des Bürgervereins Ickern und als Schatzmeister des Vereins „Sternkinder Vest“. Während er erzählt, merkt man, dass er immer auch moralische Ansprüche an seine Arbeit stellt. Marc Frese arbeitet für etwas, nicht gegen.

Er weiß, es geht schließlich immer ums große Ganze – wo auch immer.



Ein Treffen der Generationen: „Alles braucht seine Zeit“

Nina und Joseph Wakil –
geflohen 2015 aus Syrien
- treffen Jutta Felgendreher
– geflohen 1944/1945 aus dem
Memelland/Litauen.

Dieses Gespräch ist geprägt von Herzlichkeit und interessiertem Zuhören. Niemand der drei kannte vorher den anderen. Bis auf Joseph Wakil und seine Mutter Nina natürlich. Die beiden lernen Jutta Felgendreher kennen und verbringen einen ebenso spannenden wie auch offenen und erkenntnisreichen Nachmittag miteinander.

Gemeinsam mit Joseph und Nina Wakil macht sich die Auslands-Gesellschaft auf den Weg zu einer älteren, nicht alten Dame. Sie wohnt in Brokstedt in Schleswig Holstein, knapp 50 Kilometer nördlich von Hamburg entfernt. Jutta Felgendreher feiert im Mai 2016 ei-

nen runden Geburtstag. Sie wird 80. Nina hat davon die Hälfte erreicht, ihr Sohn ist 21.

Die drei verbindet ein Thema: Alle drei sind geflohen. Das schafft gegenseitigen Respekt und Aufmerksamkeit. Jutta Felgendreher stammt aus dem Memelland, dem nördlichsten Teil Ostpreußens, das

*Das Schicksal der
Vertriebenen ist
die Folge des
verbrecherischen Krieges.*

nach 1918 an Litauen fiel und 1939 unter Androhen militärischer Gewalt wieder Teil Ostpreußens wurde. Nina und Joseph Wakil sind mit ihrer Familie aus Syrien geflohen. Das war 2015, bei Jutta ist

das 70 Jahre vorher gewesen. Da Jutta die Geschichte von Joseph und Nina aus der „Inter | Kultur Menschen auf der Flucht“ kennt, erzählt sie ihre heute den beiden.

Es ist ein blauer Opel Kapitän, mit dem sich ihre Mutter, deren zweiter Ehemann sowie die 8-jährige Jutta und die 3-jährige Schwester im Spätsommer 1944 auf den Weg machen. Im damals äußersten Zipfel Deutschlands wird die Kriegslage immer bedrohlicher. Gegen den Widerstand der lokalen Naziobereen machen sich viele auf den Weg. Auch Juttas Familie. Ihre Großeltern reisen mit dem Pferdewagen ihres Bauernhofes nach. Zunächst leben alle gemeinsam in dem Dorf Liebenfelde in einem großen Haus. Hier kommen sie ein wenig zur Ruhe, bis zur nächsten Katastrophe. Juttas Opa Michael, bis heute die prägende Person ihrer

Kindheit, fällt einfach tot um. Da ist es Mitte Dezember 1944. Mitte Januar 1945 muss die Familie weiterziehen. Bedrohlich rückt die Front wieder näher. Das nächste Ziel ist Güstrow in Mecklenburg. Dort leben Angehörige ihrer Familie. Eine Woche verbringen sie in Königsberg, das sie rechtzeitig verlassen können, bevor die Stadt endgültig abgeschnitten wird.

In Heiligenbeil landen sie in einem Flüchtlingslager. Sie sind – wie viele andere auch, auf dem Weg zum Frischen Haff. Das ist die Meeresbucht, die durch die Frische Nehrung genannten und überwiegend aus Dünen bestehenden Landstreifen von der Ostsee getrennt wird. Es verbindet das Gebiet um Königsberg mit dem um Elbing weiter westlich gelegenen Danzig.

Damals, als die Rote Armee einen guten Teil Ostpreußens eingenommen hat, bleibt kein anderer Weg mehr. Das letzte Schlupfloch gen Westen ist für Zehntausende der Weg über das zugefrorene Frische Haff. Überall herrscht Chaos, Verzweiflung. Die Menschen sind getrieben von Angst. Sie irren umher, suchen verzweifelt einen Weg. Dieser ist gesäumt von toten Menschen und Tieren.

Das Schicksal der Vertriebenen ist die Folge eines verbrecherischen Krieges, in den Hitler die Welt gestürzt hat. Für ihn und seine Unterstützer sind Ostpreußen, Schlesien, Pommern u.a. menschliche Festungen gegen den herannahenden Feind. Der Krieg macht alle Zivilisten, egal wo sie waren, zu Verlierern. Seit Spätherbst 1944 suchen im Osten viele Menschen Schutz vor der näherkommenden Front und sind gezwungen, ihre Heimat schnell zu verlassen. Dabei wurden sie alleingelassen von einer Führung, die die rechtzeitige Flucht behindert oder gar verboten hatte. Auch als sich das Ende des Krieges abzeichnete, sah sich die



Juttas Familie 1943



Juttas Taufe - 4. August 1936

NS-Führung keinesfalls dazu veranlasst, die Zivilbevölkerung in Sicherheit zu bringen. Die Deutschen sind neben Tätern und Mitläufern auch die Opfer der NS-Führung. Nach den Bombenangriffen auf deutsche Städte beginnt die systematische Einkreisung Deutschlands durch die Bodentruppen.

Im Oktober 1944 betritt die rote Armee zum ersten Mal ostpreußischen Boden. Es kommt zu mas-

siven Übergriffen auf die deutsche Bevölkerung. Die Berichte von den Gräueln, die die Nazis zu Propagandazwecken verbreiten, führen zu den gewaltigen Flüchtlingsstrecken. Dabei stand auf Flucht die Todesstrafe.

Jutta erinnert sich genau: Kaum ist das Haff erreicht, gibt das Fluchtauto seinen Geist auf. Im Unglück hat die Familie Glück. Der Vater ist Tierarzt, und so gewohnt mit

Pferden umzugehen. So kann er einen Wagen mit durchgehenden Pferden aufhalten. Die Familie hat ein neues Fluchtfahrzeug für die drei Erwachsenen und die beiden Kinder. Und auf dem Wagen finden sie Säcke mit Mehl, Zucker, Erbsen und Behälter mit Butter und Käse. Währung, mit der sich tauschen lässt.

Der Weg über das bereits an vielen Stellen brüchige Eis ist mit Bäumen und Stöcken markiert. Juttas Vater geht vor, prüft, wo der Wagen sicher passieren kann. Und die achtjährige Jutta registriert das alles: den ständigen Beschuss durch herannahende Tiefflieger, die eingebrochenen Wagen, die Toten auf dem Eis. Viele dieser Bilder haben sich tief eingegraben in das Gedächtnis. Sie sind geblieben bis heute, 70 Jahre später: „Ich sehe immer noch die Pferde, versinkend im eiskalten Wasser, höre ihre Schreie, bevor die Köpfe endgültig verschwanden“.

Länger als zwei Tage gehen sie immer weiter, stehenbleiben wäre zu gefährlich. Wieder an Land, erreichen sie Stutthof, den Ort, der dem riesigen KZ seinen Namen gab.

Jutta kann sich nur schemenhaft an die Baracken erinnern: Das KZ ist bereits teilweise evakuiert, aber noch vegetieren dort über zehntausend Gefangene. Weiter geht es nach Westen. Zeitweilig sind die Straßen so verstopft, dass nichts mehr geht. Juttas Schwester weint nur noch. Das kleine Mädchen hat starke Schmerzen, ist geplagt von einer Mittelohrentzündung. Der Vater weiß der Familie wieder zu helfen. Er besorgt einen Passierschein, so dass die kleine Familie an allen anderen vorbei den Stau

Die Mutter erledigt die Wäsche der Soldaten. Jutta geht zum Schutz mit.

hinter sich lässt. Die Anderen sind darüber so aufgebracht, dass sie den Vater aus Wut darüber beinahe erschossen hätten.

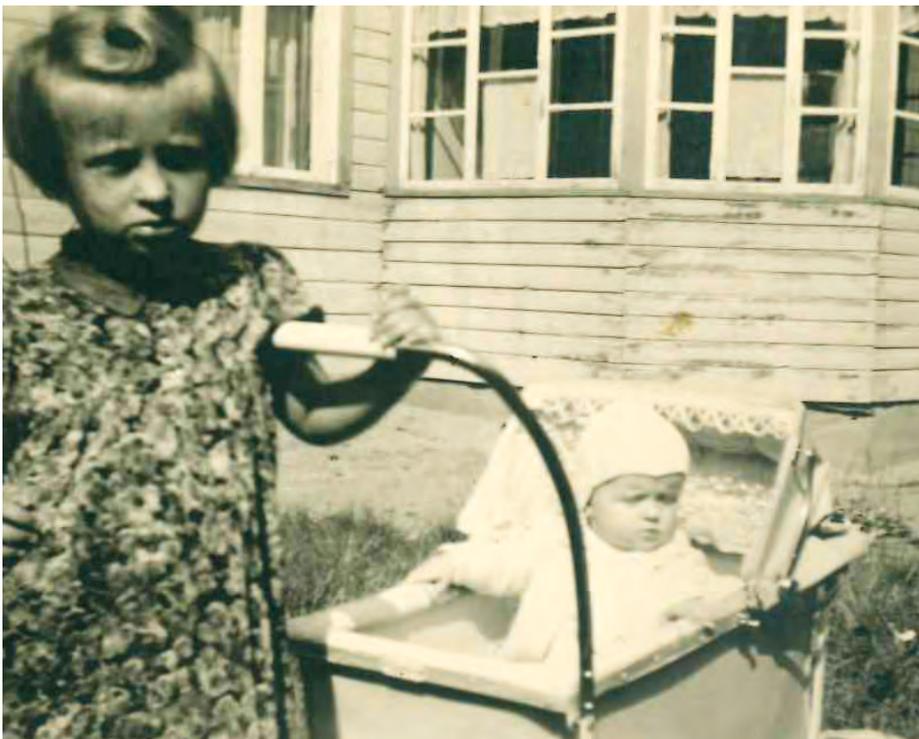
Sie erreichen Danzig. Im Zug geht es weiter nach Lauenburg, Stolp, Köslin, Stettin bis nach Güstrow in Mecklenburg. Unterwegs heißt es immer wieder: Fliegeralarm. Dann müssen alle raus aus dem Zug, in den Wald, in den Graben.

Da ist es Ende Februar 1945. Es war so bitter kalt, „so ein richtiger eisiger Winter“ erinnert sich Jutta. Sie schätzt, dass es minus 25 bis minus 30 Grad kalt war. Am 3. März 1945 erreichen sie Güstrow. Hier kommen sie auf einem Bauernhof unter. Auch von da hat sie ein eingprägtes Ereignis im Kopf, das sie in ihrer Erinnerung in allen Einzelheiten abrufen und beschreiben kann. Soldaten der Roten Armee erreichen das Notquartier der Familie, fordern alle Zivilisten, Frauen, Kinder und alte Leute auf, sich an eine Hauswand zu stellen. „Fällt hier auch nur noch ein Schuss, erschießen wir euch“, drohen die Soldaten. „Es blieb dann Gott sei Dank still“, erinnert sich Jutta, „und wir waren gerettet“.

In dieser Zeit wird die Mutter von Jutta dazu verpflichtet, sich um die Wäsche der russischen Einheit zu kümmern. Jutta geht an ihrer Hand gleichsam als Schutzengel jedes Mal mit ihr ins Dorf und erlebt russische Soldaten als kinderfreundliche junge Männer. Sie versorgen das Mädchen mit Bonbons. Vorletzte Station auf der rund 1.300 km langen unfreiwilligen „Reise“ ist dann ein Städtchen in der Nähe von Osnabrück, nachdem man bei Nacht über die „grüne Grenze“ von der sowjetischen in die britische Besatzungszone gewechselt war.

Auch an die unmittelbare Nachkriegszeit hat Jutta nicht nur angenehme Erinnerungen: „Von Willkommenskultur konnte wahrlich keine Rede sein: Ich war dort das Flüchtlingskind aus dem Osten und dann auch noch evangelisch in einer sehr katholischen Gemeinde...“

1947 dann endet Juttas Odyssee dann in Eutin in der ostholsteinischen Schweiz. Und heute lebt die pensionierte Lehrerin nach Stationen auf der Insel Pellworm, Dörfern in Schleswig-Holstein, in Berlin und Prag wieder in Brokstedt,



Jutta mit ihrer Schwester

der Heimatgemeinde ihres Mannes Bernd. Auch er ist als Baby auf abenteuerlichen Wegen aus Ostpreußen im kleinen Land zwischen den Meeren gelandet. Was verbindet die Vertriebenen mit den Flüchtlingen von heute? Es ist die gemeinsame Erfahrung des Verlustes von Heimat. Es ist der zwanghafte abrupte Aufbruch ins Ungewisse, der Zwang, sein Land verlassen zu müssen. Und es ist der Neubeginn in einer Umgebung, die komplett anders ist und die es den Beteiligten nicht einfach macht. Es ist das Sterben der Hoffnung.

Nina Wakil ist in Syrien eine Frau, deren Leben in ihrer Heimat als leicht und angenehm zu beschreiben ist. Sie ist eine außerordentlich hübsche Frau; mit Sicherheit war sie eine, nach der sich die Männer umgedreht haben. Sie ist eine Augenweide, vor allem fällt sie auf. Sie ist blond und trägt ihr langes Haar mit Stolz. Sie hat einen netten und sympathischen Mann, zwei Jungs. Die Familie hat ihr Einkommen, sie versorgt den Haushalt, der Mann kümmert sich um das Geld. Und plötzlich ist alles weg. Nina hat alles verlassen: Ihre Familie, ihre Freunde, ihr Haus, ihre Heimat.

Ihr Zuhause ist Aleppo. Das liegt nun in Schutt und Asche. Nina, die Frau, die sich sonst keine Sorgen machen muss, wird im Erleben des Krieges zu einer starken emanzipierten Frau, die vor allem wegen ihrer Kinder alles andere hinter sich lässt. Natürlich ist ihr bewusst, dass es ihrer Familie dort nicht mehr lange gut gegangen wäre. Ihr Platz dort wurde sozusagen weggebombt. Sie erzählt Jutta von einem einschneidenden Erlebnis. Bei einer Besprechung mit Kolleginnen, mit denen sie gemeinsam behinderte Kinder betreut, schlägt eine Rakete direkt in dem Haus ein, in dem die Frauen sitzen. Um Haaresbreite hätte es die Frauen erwischt. Nachhaltig ist sie geprägt von diesem einschnei-



Foto aus Josephs Handy - entstanden während der Flucht in Griechenland.

denden Erlebnis. Nina zuckt bei jedem Knall zusammen. Auf der Heimfahrt im Zug erschrickt sie mehrmals, wenn ein ICE an dem anderen vorbeidonnert. Der Sog macht ein Geräusch, das sie an Erlebtes erinnert. Das ist Ninas Trauma..

Ihren Sohn Joseph hat die Flucht nachhaltig geprägt: Er bleibt ein Getriebener. Er sagt ganz eindeutig: „Ich muss hier meine Zeit nutzen und immer weiter gehen.“ Joseph nutzt seine Zeit in Deutsch-

Joseph braucht immer wieder neue Ziele. Er hat keine Zeit.

land und lernt. Bald macht er eine Ausbildung zum Verfahrenstechniker. „Ich brauche immer wieder ein neues Ziel“, so sagt er „um immer weiter gehen zu können.“ Joseph hat keine Zeit, alles muss schnell gehen.

Nina ist unzufrieden mit dem Status, den ihre Familie hat. Noch ist sie nicht durch mit ihrem Verfahren. Sie ist weg aus ihrer Hei-

mat, fühlt sich hier aber noch nicht angekommen. Ja, sie weiß, das Bundesamt hat viel zu tun. Es sind viele Flüchtlinge 2015 nach Deutschland gekommen. Aber das Wissen ändert nichts an den Emotionen, die sie erlebt. Sie durchlebt jeden Tag ein Wechselbad der Gefühle. Sie ist in Sicherheit, ihre Familie auch.

Andere wissen gar nicht, was mit ihren Angehörigen ist. Nina versucht geduldig zu sein, während es in ihr brodelt. Sie schaut traurig, in sich zusammengefallen. Joseph, ihr 21-jähriger Sohn, und ihr Mann schauen nach vorne und versuchen sie aufzubauen. Während der 16-jährige Michel damit begonnen hat, sein Leben hier mit anderen aufzubauen und zu leben.

Der Nachmittag mit Jutta Felgendreher, der einst aus dem Memelland geflüchteten Achtjährigen, bleibt Joseph und Nina Wakil noch lange im Gedächtnis. Vielleicht ist ja was übergesprungen. Es war ein sehr herzlicher Besuch bei den Felgendrehers. Und zeigt den Wakis, dass es geht, das Ankommen. Aber alles braucht seine Zeit. Auch wenn es sehr schwierig ist.

Kann Europa Heimat sein? - Auszug aus „Pflichtlektüre“

Wir alle kennen sie, sehnen uns nach ihr und können dennoch den Begriff nicht ohne Vorbehalte aussprechen: Heimat. Martina Plum, Sprecherin der AgD erklärt im Gespräch mit Rachel Calé das Heimatgefühl und was der Geruch von Waffeln damit zu tun hat.

Der russische Schriftsteller Fjodor Dostojewski hat gesagt: „Ohne Heimat sein, heißt leiden.“ Was ist Ihrer Meinung nach schlimmer – heimatlos zu sein oder Heimweh zu haben?

Martina Plum: Das ist eine schwierige Frage, denn man kann die beiden Begriffe nicht voneinander trennen und sie schließen sich nicht gegenseitig aus. Wenn ich heimatlos bin, dann habe ich keine Heimat mehr, kann dennoch Heimweh haben. Heimweh bedeutet Sehnsucht zu haben. Das ist nicht unbedingt etwas Schlimmes. Letztendlich glaube ich aber, dass Heimatlosigkeit schlimmer ist, als Heimweh zu haben.

Ist Heimat mehr ein geografischer Raum oder ein Gefühl?

Martina Plum: Heimat ist nicht nur ein geografischer Raum, sondern weitaus mehr. Das merkt man in der Regel erst dann, wenn man weit weg von Zuhause ist. Es ist ein Zugehörigkeitsgefühl – es hat generell sehr viel mit Gefühl zu tun. Der Begriff „Heimat“ lässt sich im Übrigen nicht so einfach in andere Sprachen übertragen. Wir als Auslandsgesellschaft haben im vorigen Jahr das Projekt „Heimat132“ organisiert. Die Zahl 132 bezieht sich auf eine Statistik, laut der 132 Nationen zu diesem Zeitpunkt in der Dortmunder Nordstadt leb-

ten. Ein Fotograf aus dem Iran, Peyman Azari, hat versucht, diese Nationen ausfindig zu machen und sie zu befragen. Er hat ihnen die Fragen gestellt: „Was bedeutet Heimat in deiner Muttersprache?“ und „Wo ist deine Heimat?“ „Ist sie da, wo du herkommst oder da, wo du jetzt bist?“ Dabei haben wir festgestellt, dass der deutsche Begriff „Heimat“ nicht ohne weiteres in jede andere Sprache zu übersetzen ist. Ich finde es sehr wichtig, den Heimat-Begriff zu entstauben.

Kann man sein individuelles Heimatgefühl durch Gerüche, Geschmäcker oder Bilder nachempfinden?

Martina Plum: Ja, absolut. Ich war neulich im Rheinland, in meiner Heimat. Dort habe ich das Schwimmbad in dem Ort be-

„Was wir den Flüchtlingen geben können, ist eine Zuflucht. Einen Ort, wo sie sich wohlfühlen können“

sucht, in dem ich meine Kindheit und Jugend verbracht habe. Ich habe die Augen geschlossen und hatte sofort dieses kribbelnde Gefühl von Sonne und Hitze, von Geschrei und Vanilleeis und von dem Erfolgserlebnis damals, dass ich endlich schwimmen kann. Gerüche können das auf jeden Fall vermitteln. Wenn ich das Gefühl von Heimat suche, dann backe ich mir Waffeln mit Vanillezucker oben drauf. Auch Flüchtlinge fangen an zu kochen, wenn sie sich nach ihrer Heimat sehnen. Eines Tages stand ein junger Mann aus Eritrea in meinem Büro, dem ich geholfen habe, einen Sprachkurs und dann

einen Praktikumsplatz zu finden. Er hatte afrikanisches Essen dabei und als ich Besteck aus der Küche holen wollte, schüttelte er seinen Kopf. Wir haben die Mahlzeit dann mit den Händen gegessen, so wie es in seiner Heimat üblich ist.

Glauben Sie, dass wir in Deutschland es schaffen können, den Geflüchteten eine neue Heimat zu geben?

Martina Plum: Das glaube ich nicht. Eine Heimat ist der Ort, an dem man groß geworden ist und was man zu Beginn seines Lebens erfahren hat. Was wir ihnen geben können, ist eine Zuflucht. Einen Ort, wo sie sich wohlfühlen können und behütet sind. Die Sehnsucht nach der Heimat, die bleibt für immer bestehen. Ich kenne eine Frau aus Chile, die 1973 hierher kam und auch sie hat immer noch Sehnsucht nach der Heimat.

Gerade in der heutigen Zeit ist unser Leben durch viele Ortswechsel und ständige Mobilität gekennzeichnet. Was für Auswirkungen hat das auf unser Heimatgefühl und seelisches Wohlbefinden?

Martina Plum: Je globaler wir denken, desto mehr Sehnsucht nach der Heimat haben wir. Wir leben in einem „globalen Dorf“, aber das Verlangen nach einem Zugehörigkeitsgefühl, die Fragen „Wo gehöre ich hin?“, „Was ist wirklich meins?“ – die werden immer wichtiger. Wenn ich persönlich die Welt als Ganzes betrachte, dann ist das zu weit weg von mir. Ich brauche einen Ort, an dem ich sein kann wie ich bin, und ich denke, dass das doch etwas mit einer Region oder Stadt zu tun hat. Es heißt nicht, dass ich immer an diesem



Ort bleiben muss und nie nach draußen gehe. Im Gegenteil: Ich kann nur meine Heimat als schön empfinden, wenn ich auch mal etwas anderes gesehen habe, aber immer weiß, wohin ich zurück gehen kann. Ich bin mir sicher, dass Europa einen Einfluss auf unser Leben hat.

Viele Menschen in Europa sehen ihren Staat als Heimat. Denken Sie, dass Deutsche, Franzosen, Schweden, Polen usw. irgendwann Europa ihre Heimat nennen werden?

Martina Plum: Ich glaube nicht. Ich bin mir sicher, dass Europa einen Einfluss auf unser Leben hat, unter anderem da wir eine große Reisefreiheit haben. Gerade in lokalen Projekten kann man sehen,

dass Europa zu uns kommt. Der Begriff „Heimat“ ist allerdings nicht so groß wie Europa. Die Heimat ist kleiner: Es ist der Ort oder

„Es kommt auf die Wahlfreiheit an. Manchmal ist die Verwandtschaft um die Ecke das, was man zum Leben braucht“

die Region, in der man aufwächst oder in der man sich wohlfühlt.

Worin unterscheiden sich Menschen, die ihrer Heimatstadt ein Leben lang treu bleiben von Nomaden, Pendlern und Weltbummlern? Wer führt ein erfüllteres Leben?

Martina Plum: Es kommt in diesem Fall auf die Wahlfreiheit an. Wenn ich mich dazu entscheide, in die Welt hinaus zu gehen und immer weiterzuziehen, dann ist das meine freie Entscheidung. Das kann ein sehr erfülltes Leben sein. Wenn ich jedoch gar nicht raus will, dann kann dies einen genauso erfüllen. Manchmal ist die Verwandtschaft um die Ecke das, was man zum persönlichen Glück braucht. Ich denke, Nomaden haben ihre Heimat immer da, wo sie gerade sind.

Das Interview führte Rachel Calé mit Martina Plum für die Studentenzeitschrift „Pflichtlektüre 1/2016“



antofhu . qe



AUSLANDSGESELLSCHAFT
International Academy



www.facebook.com/easetheaway

www.twitter.com/easetheaway

Ease the Way - Im Dialog mit Flüchtlingen



AUSLANDSGESELLSCHAFT
International Academy



www.facebook.com/easetheaway

www.twitter.com/easetheaway

Ease the Way - Im Dialog mit Flüchtlingen